

**Prof. Dr. Norbert Schneider**

Direktor der Landesanstalt für Medien NRW (LfM); [www.lfm-nrw.de](http://www.lfm-nrw.de)

***Journalistische Recherche im Internet;***

***Fachtagung der LfM***

Begrüßung und Einführung

Berlin, 23.Juni 2008, 10.30 Uhr

Haus der Bundespressekonferenz

Anrede

*Egal wann, egal wo, egal was* – wer über die Welt, in der wir leben, etwas wissen will, der braucht sich, anders als gestern, heute nur ins Internet zu begeben. Suchmaschinen weisen ihm den Weg. Nach den, wenn ich die Gutenberg Galaxis so zusammenfassen darf – nach den sieben mageren analogen Jahren sind die sieben fetten digitalen angebrochen, über deren Speichern nicht Josef, der Sohn Jakobs und mit Worten von Thomas Mann *Der Herr des Überblicks* sitzt, sondern abwechselnd *Bill Gates, Steve Jobs* oder *Eric Schmidt*.

*Alles, jederzeit und überall* - das ist eine der großen Heilsbotschaften der digitalen Welt. Sie verheißt den Überfluss, wo vorher Mangel war. Sie verkündet die Fülle der Unendlichkeit, wo man bisher *schließlich und endlich* leben musste. Der Imperativ der Computermogule lautet: Nutze das Netz, es nützt dir! Nutze es überall, nutze es für alles und nutze es immer!

(Dass es auch ihnen nützt, sei der guten Ordnung halber angemerkt, würde aber im Klima des digitalen Euphemismus als kleingeistige Nörgelei erscheinen) .

Anders als sonst ist dieser digitale Imperativ nicht nur eine der üblichen Prophezeiungen, die wir noch eine längere Zeit bestenfalls glauben können. Dieses Heil ist ja ganz offenbar schon gekommen. Es gibt, auch wenn die Digitalisierung selbst ein Synonym für Unsichtbarkeit ist, schon jetzt eine Menge zu sehen. Mehr als ein Auge fassen kann. Wer etwas über *Mindestlohn* wissen will, dem bietet *Google* in 1,8 Sekunden knapp zwei Millionen Eintragungen, die von der Definition bis zur letzten Polemik des FDP-Vorsitzenden reichen. Bei *Andrea Nahles* sind es zwar nur 143.000 Nennungen in knapp zwei Sekunden. Aber für ein Porträt reichen schon die ersten fünfzig. Mehr wäre auch bei Angela Merkel nicht nötig, obwohl uns *Google* in nicht einmal einer Sekunde 6,7 Millionen Eintragungen anbietet.

Zunächst erscheint das alles wie der pure Segen, eine riesige Erleichterung nicht nur in so kleinen Kleinigkeiten wie der Schreibweise von Eigennamen wie dem von Steve Jobs oder König Pyrrhus. Es löst regelrecht Lustgefühle aus, in der Fülle des Materi-

als zu waten. Manche macht das sogar süchtig. Es ist eine permanente und eine große Versuchung, auch die größeren Sachen aus hier oder dort gefundenen Stückchen nach Art von Modulen zu einem großen Stück zusammenzusetzen.

*Speziell für die journalistische Recherche*, für die Herkunft und den Hintergrund von Informationen, schaffen die abertausend Quellen, aus denen man schöpft, wenn man das Netz nutzt, völlig neue Voraussetzungen, aber auch völlig neue Bedingungen, gar nicht zu reden von völlig neuen Folgen. Diese Quellen sind zunächst einmal ein gewaltiger Reichtum, verglichen mit den kargen Möglichkeiten in der analogen Welt, in der man nicht sofort aus den Quellen schöpfen, in der man sie erst einmal mühsam suchen musste. Und von Maschine keine Spur.

Doch wie immer, wenn der Segen sich aufdrängt, ist der Fluch nicht weit. Oder, weniger dramatisch, die *Versuchung*, sich in den neuen Quellen auszuruhen. Sie genau so zu bewerten wie die Quellen der alten Welt. Leicht schleicht sich die Annahme ein: Was im Netz ist, ist wahr. Unversehens macht man es sich gemütlich in den Speichern, nimmt eins zu eins das als wahr und wichtig an, was sich selbst als wahr und wichtig bezeichnet, und geht sogar dem Rating der Suchmaschinen wie von selbst auf den Leim, indem man sich sagt: Wichtig ist, was vorne steht. Und obwohl eine Netzrecherche viel Zeit spart, nutzt man die gesparte Zeit nicht zur Überprüfung der Resultate, sondern offenbar lieber für einen neuen Besuch in der Klickschule. Der Komfort, den die Schnelligkeit und die Fülle anzeigen, wird dankbar angenommen, zumal die Zeit immer knapper wird, in der etwas produziert werden muss und die Zahl der Kollegen ebenfalls, die man fragen könnte.

Also ist, wie immer wenn Segen und Fluch zusammen durch die Tür kommen, ein wesentliches Problem, eine Herausforderung für das journalistische Handwerk, *wie man die Wirkungen von den Nebenwirkungen befreit*. Wie man Chancen und Risiken ausbalanciert. Ich könnte auch sagen: Wie man mit dem Überfluss umgeht. Die neue Fülle des Materials braucht Umgangsregeln, die allesamt nicht neu sind, die aber der neuen Lage angepasst werden müssen. Die Plausibilität, die Seriosität einer Meldung war bisher schon ein Kriterium für ihre Qualität. Aber nun stellen sich diese Kriterien als Ziele in einem neuen Kontext. Und eine ganze Branche steht erst am Anfang ihrer Möglichkeiten, *zwischen einer neuen Art und Weise, die Dinge zu tun und*

*neuen Unarten, sie zu lassen, zu unterscheiden*, einschließlich der Frage, ob solche neuen Umgangsweisen nicht auch neue Rahmenbedingungen brauchen - von technischen Kenntnissen der Akteure bis zu neuen Berufsbildern wie etwa dem eines Netzprüfers, eines Berufs, der der eigentliche Controller in einem Medienhaus sein sollte. Denn, um nur einen einzigen Aspekt aus dem Geschäft der Quellenscheidung zu nennen: Nie war der *fake* weniger leicht zu enttarnen als jetzt, im Netz. Die Bearbeitungsmöglichkeiten von Bild und Text wachsen täglich. Die Vergleichsmöglichkeiten zur Ermittlung des Richtigen sinken im selben Zeitraum rapide. Wer weiß, was aus *Konrad Kujaus* Fälschungen geworden wäre, hätte er das Netz schon gehabt. Und ob die Massenvernichtungswaffen von Saddam eine Netzgeburt waren, ist bis heute eine offene Frage.

Ein zweites Moment, das mindestens so wichtig ist wie die digitalisierten Handwerksregeln, wird besonders leicht übersehen. Er wird durch den Überfluss regelrecht zudeckt. Es geht um einen Sachverhalt, der sich mit Begriffen wie *Selbstreferentialität* oder *Autopoese* anzeigt. Als Frage formuliert: Was bedeutet es eigentlich, wenn ein Journalist das Netz gar nicht mehr verlässt, wenn er sich holt, was andere geschrieben haben, wenn andere sich holen, was er und andere geschrieben haben, wenn A ein Stück B und B ein Stück A und beide ein Stück C enthalten, und aus diesen Stücken E wird usw. usf. - wenn es zu einer unendlichen Rückkoppelung von Texten, Bildern und Tönen kommt? Das war zwar bisher auch schon ansatzweise möglich und manchmal auch real. Aber nun könnte aus der Ausnahme die Regel werden, wenn die Ansage: Ich bin drin! Faktisch auf eine zweite hinausläuft: Ich *bleibe* drin! Hier lauert durch eine schleichende Virtualisierung der Realität so etwas wie ein publizistischer Wärmetod. Ein unendliches *Wir über uns*. Journalismus als Nachrichten aus dem Innenraum. Betreten erlaubt, Verlaufen wahrscheinlich.

Meine Damen und Herren, in manchen Berufen sieht man handwerkliche Fehler sofort. Wenn ein Torwart danebengreift, kann jedermann Sekunden später schon sehen, wozu das führt. Die erste Folge ist ein Tor. Und die zweite oft ein neuer Torwart. Haltbare Bälle bringen einen Torwart unverzüglich in einen unhaltbaren Zustand. Bei Journalismus ist das anders. Da dauert das Erkennen von Fehlentwicklungen, die Gewissheit, dass man ein Eigentor geschossen hat, länger. Selbst Experten tun sich da manchmal schwer, wenn sie ein Produkt bewerten sollen. Manchmal braucht man

sogar Gutachter, die einen Text oder eine Bildfolge auf der Suche nach Webfehlern solange gegen das Licht halten, bis sie sicher sind - nein, nicht dass sie herausbekommen, was ihr Auftraggeber erwartet, sondern dass da nichts, manches oder auch alles falsch gemacht worden ist. Aus bestimmten Gründen, durch die Verletzung von Regeln. Das hat auch damit zu tun, dass anders als bei Torleuten die Regeln des Handwerks für die gesellschaftlichen *gatekeeper* auch wenn man dies in Journalistenschulen so lehrt, so lehren *muss*, keineswegs so klar sind wie im Falle eines Torwarts, der am Ball vorbeigesegelt ist.

Die Veranstaltung, zu der ich Sie herzlich begrüße, verfolgt das Ziel, früh auf Veränderungen im Kontext von Netz und Recherche aufmerksam zu machen, zu prüfen, was sie bedeuten und für den Fall, dass Nebenwirkungen der unerwünschten Art zu erwarten sind, zu überlegen, wie man sie vermeiden kann.

Um die Sache selbst näher zu beschreiben, wird zunächst einmal *Professor Machill*, der für die Landesanstalt für Medien in NRW den Komplex *Journalistische Recherche im Internet* untersucht hat, seine Ergebnisse darstellen.